

23. / III. 1916

Ans Inn Note 573.

207

Es ist wahrhaftig eins; ringsum kein Berg, der keinen Kampf sah, der keinen Loten birgt. Von der Dedung des Postens aus läßt sich der ganze Umkreis übersehen. Es ist schön und schwermütig zugleich, von hier aus in die Gegend zu träumen. Grad gegenüber liegt die Spitze, die wir an einen schönen Novembernachmittag säumten und wortwörtlich mit der schwarzgelben Fahne schmückten, den Truppen auf den andern Bergen zum Zeichen, daß sie endlich genommen sei, denn wir waren drei gute Tage davor gelegen. Dort über raschte uns dann der erste Winter, gleich unmäßig rau, und ich sehe mit dem Fernglas die Stelle, wo ich mir damals in den Erdboden hinein eine Schlafstelle baute, in der ich nach we nigen Stunden des Schlafes „überreift und überfämet“ aufwachte. Gleich daran schließt sich eine Gruppe, Pjwesda heißt sie, auch ein „Stern“ des Osts: auf der erlebte ich ein Abenteuer, von dem gelegentlich eigens wird erzählt werden müssen.

Und dann die Ervena Hjena, die „Note Wand“; dort liegt mein Freund begraben. Er führte als Student den schönen Namen Wolfer, war ein trinkfester Bursch und ein Sängler und ein lieber Gesell, mächtig verliebt damals in ein solantes Mädchen mit schwarzen Fißelbathypfen: es sang in unerm Kräfte und des öftern das Lied: „Es war ein Sonntag, hell und klar, ein fetten schöner Tag im Jahr...“ Noch sehe ich das tierliche Gräulein und Wolfer, wie er ihren Gesang aufnahm, ihn beehrte, sie beehrte, sich verliebte und sich verlobte. Er hat später sein Studentenlied auch gebetretet, aber in dieser Ehe soll es wenig Sonntage hell und klar gegeben haben, sondern umgekehrt: selten einen schönen Tag im Jahr. Seine Frau verlernte das Singen und er das Trinken und Lachen. Er wurde ernst und verschlossen. Dann sah ich ihn lange nicht mehr, bis am Tag, an dem er fiel, nicht von einer Kugel, sondern von einem Felsblock getroffen, den die Serben von der blutroten Wand lösten. Wir grüßten uns und freuten uns des Zusammentreffens und gingen einige Schritte nebeneinander, dann schieden sich wieder unsere Wege: er links, ich rechts, er in den Tod und ich lebe noch und bin fröhlich und denke an die Studentenzeit, an die Bierfestigkeit und die Perfektions-, d. i. Lanzasabende, und an das arme Gräulein mit den schwarzen Böbchen und das Lied: „Es war ein Sonntag, hell und klar...“ Wenn ich nicht irre, so ist dies Lied: „O schöne Zeit, wie bist du fern, wie liegst du weit.“ Und ich denke an vieles aus jener Zeit, was mir näher steht, und das Thema vom „Ulralten Lied“ das im neuesten Buch von Ernst Jahn als Geleitspruch steht: „Der

Oben in der Hütte traf ich fröhliche Gesellschaft, Ungarn, die deutsch verstanden; wir lösten sie ab. Sie bewirteten mich reichlich von dem, was sie hatten, und ich trank Silwowitz — wer zählte die Gläserchen? Initialkoliker mögen ihr Antlitz verbergen, aber er schmeckte über Maßen gut und wir plauschten bis gegen Witternacht. Vor wir uns aufs Heu streckten, traten wir noch vor die Hütte und bewunderten den Nachthimmel mit den tausend Sternen. Orion, der Liebbling, glänzend unter ihnen; gingen zum Wackelposten vor, sahen unten die Urina, hörten sie frieblich rauschen; sonst kein Laut, kein Geräusch; nur drüben hier und da ein Gundegekläff und das schwankende Lichtlein eines irrenden Postens; sie wachen auch, die guten Leute.

Das war ein freundlicher Abend und die Kräume wußten nichts vom Krieg, sie schwärmten in die Jugend und in die Heimat und in den Gärten der Liebe, von Rosenluft schwer und prangend in Blüten. „Ulraltes Lied vom Leben und Lieben, die Welten vergehn, du bist geblieben.“ Auch im Krieg, in den Schauern des Todes und seiner Erwartung erklingen seine Schneehelglocken.

Am nächsten Morgen war die Kälte wieder gebrochen, im Tal schmolz der Schnee und die Sonnenfinder spielten in den Wasserüberdachen, die durch das schmutzige Braubraun der Wiesen ein großmütiges Netz zogen; Bäume und Säune an den Gängen warren ihren Hermelinpelz ab und die Zwetschgengarten drüben in Serbien, die um die zierlich sich ausnehmenden Häuser standen, gaben ein Bild, wie etwa in Breughels „Sagd“ oder „Die heiligen drei Könige“ im Wiener Museum. Am Nachmittage war auch der Schnee auf den Höhen dahin und — nicht zu glauben — im Winter aller Art, wie bei uns im besten Frühling, sproßten im Zaubergarten des festigen Bodens: fursstige, hellgelbe Primeln, bunte und weiße Gänjesblümchen, Heidekraut, daswischen die grünen, runzeligen Blättchen der Königsferge und rote der Erbbeere und Kiefernknäuel überall; ich brachte einen großen Strauß von der Feldwachtronde mit und sein grüner, verblühter Saum mit der Goldstickerei in der Blumenmitte glänzte matt im Kerzenlicht des Abends. Schon meinten wir, der Winter sei wieder vorbei und ich schrieb die tröstliche Postkarte nach Haus: „Guch und vielen sei vor allem dies zum Trost gesagt: wir frieren nicht, das Wetter ist gut und freundlich.“ Und am nächsten Tag stanken wir wieder in diesem Schnee und hartem Frost und diesmal scheint alles haltbarer. Das „Reichentuch“ wird nun länger lieben bleiben.

Meuder (Mutter) ist hinweggelassen und den Knän (Walter) haben die Männer angebunden, da hat ihm unter alte Geiß die Gübe geleckt, da hat mein Knän lachen müssen und hat den selbigen eisernen Männern weiße Pfennig gegeben, groß und klein, auch hübsche gelbe und sonst so glitzerige Dinger... Das sind zwar lauter Praktiken der rohen Soldateska im 30jährigen Krieg, wir sind gestitteter, rauben und plündern und brennen nicht, aber kriegsmäßig muß es schließlich auch bei uns ausgehen.

Im übrigen sind diese Leute nicht zu bedauern, sind Serben, Verräter; als im Herbst der Feind einbrach, zeigten sie ihm Weg und Steg, führten ihn in unsern Rücken, gaben Signale, Männer und Weiber; die Männer sind alle gestochen, nur ein Idiot sollte uns unverständliche Worte entgegen.

Nun die Fenster auf und reinigen! Eine halbe Stunde Arbeit ist nötig, dann ist für zwanzig Mann Platz geschaffen, zehn im Zimmer, zehn im Vorraum.

Wir andern stehen weiter, steigen nun unser Berges hinan. Langsam hebt sich der müde, schwere Fuß. Die Nacht, der Schnee, die eigentümliche Mondbeleuchtung vergrößert die Entfernung, die Höhe wird bedeutender, der Berg nimmt sich aus wie ein Gletscher mit Eisfeldern und Gefahren. Mir ist, als ob ich mit Schiens „Brand“ den Steig erkörme und er lehrte mich eindringlich mit eiserner Strenge: „Gibst du alles, doch nicht dein Leben, so wisse, du hast nichts gegeben.“ Was braucht dies starke Wort des starren Pastors für Erklärung und Deutung im Hörsaal in Friedenszeiten! Jetzt ist's funderleicht es zu fassen, selbstverständlich. Gibst du alles, doch nicht dein Leben... freilich, Mühen, Entbehrungen, das kann jeder, das ist wenig; verwundet zu werden, ist für einige Zeit bitter, gewiß; aber der Verwundete flieht aus der Umgebung der tödenden Gelegenheiten, wir haben festen Erbarmen mit den (leichter) Verwundeten. Die geben das Leben nicht mehr, wenigstens meinen wir zu Beginn des Kriegs, da wir ihn uns nicht so endlos vorstellten konnten, diese hätten den Krieg hinter sich. Nur wer das Leben gibt, ist ein Gebender, alles andere verschwindet dagegen, wird zur verachtenswerten Kleinigkeit. Wir sind alle „Brand“ geworden und Schiens hohe Forderungen, die uns übertrieben scheinen, sind die untrigen. Gibst du alles, doch nicht dein Leben, so wisse du hast nichts gegeben. O Kriegszeit, wie du den Menschen änderst: o Kriegszeit, wenn deine menschenerbende Saat auch im Frieden reifte und dauernd stünde!

den körperlich besten Leuten, die seit Kriegsbeginn eingetreten seien. Im wesentlichen seien sie geistig und körperlich ebenso tüchtig wie die angeworbenen: es seien erkrankte